Das Chaos in Europa.

Von Dr. S. Melamed.

Ueber den Friedensvertrag von Versailles. — Präsident Wilsons Position. — Frankreich und Deutschland. — Polen als Großmacht.

I.

Als Präsident Wilson zum ersten Mal in Paris und Rom erschien, die herzliche Begrüßung der Massen der zwei romanischen Hauptstädte entgegenzunehmen und ihnen einen Gruß des amerikanischen Volkes zu überbringen, da zitterte die Luft von dem Echo messianischer Rufe. Sieger und Besiegte zugleich erwarteten und erhofften den Anbruch einer wirklich messianischen Zeit. Die Worte: dauernder Frieden, gerechter Frieden, Gerechtigkeit für alle, gleiche Chancen für alle im Kampf ums Dasein waren in jedem Mund. Woodrow Wilson ist mit Recht als eine Art Messianische Figur, als eine Art Erlöser betrachtet worden. Es geschah zum ersten Mal seit den israelitischen Propheten, daß eine kraftvolle und ausgeprägte Potentaten-Persönlichkeit aufstand und den kriegsmüden Menschen und Völkern zurief: Genug der Gewalt- und der Machtpolitik. Lasset uns einen gerechten Frieden haben. Niemals wohl war die Menschheit solchen Worten der Versöhnung zugänglicher wie am Morgen nach dem Weltbrand, der Europa an den Rand des Abgrundes brachte. Unsere Kindeskinder werden noch von dem tiefen Eindruck erzählen, den das Erscheinen Wilsons auf seine friedenssehnsüchtigen Zeitgenossen machte. Er hat der kriegsmüden Menschheit aus der Seele gesprochen.

Heute, am Vorabend des Friedensschlusses, protestieren hundert angesehene und einflußreiche Engländer gegen den ungerechten Frieden, protestieren die in Zürich versammelten Frauen gegen den ungerechten Frieden, protestieren Amerikaner, Liberale, gegen den Frieden, weil er die Keime neuer Kriege in sich birgt. Die Männer, die den Friedensvertrag abgefaßt, sind auch nicht zufrieden und sind von ihrem Werke keineswegs begeistert. Aber noch mehr: die verschiedenen Nationen, die zum siegreichen Teile der Menschheit gehören, sind ebenfalls unzufrieden. Italien ist nicht begeistert, China protestiert, die Serben sind deprimiert, Rußland ist ein großes Fragezeichen, Rumänien ist unzufrieden usw. In jedem politisch denkenden Menschen lebt heute das Bewußtsein, daß dieser Friede kein gerechter und kein dauernder ist, nicht weil er Deutschland um einige Provinzen beraubt und dem deutschen Volk nicht bietet, was es mit Fug erwarten durfte, sondern weil er ganz Ost- und Zentral-Europa balkanisiert und einen großen Teil der Menschheit zu Sklaven herabdrückt. Man kann sich selbst diesen Frieden im Westen für eine Zeit lang gesichert denken, aber nicht im Osten, nicht im Osten Europas ebensowenig wie im weiten Asien. So wenig die Provinz, in der Immanuel Kant gelebt und gewirkt, polnisch bleiben kann, selbst wenn der Friede dies vorschreibt, so wenig kann Shantung, die Provinz, in der Confucius geboren, japanisch bleiben. Noch kann man annehmen, daß die zehn neuen Staaten in Zentral- und Osteuropa als Friedensfaktoren sich erweisen werden. Kurzum: dieser Frieden, selbst wenn er von allen Parlamenten der am Kriege beteiligt gewesenen Nationen ratifiziert wird, kann kein dauernder sein, weil er kein staatsmännischer, sondern ein politischer Frieden ist, weil er kein gerechter Frieden ist.

Ich kenne viele Leute, die geneigt sind, Woodrow Wilson für diesen gefährlichen und gefahrvollen Frieden verantwortlich zu machen. Diese Leute sagen, daß Wilson als Messias gesprochen, aber als Caesar gehandelt habe. Diese Ansicht ist eine kurzsichtige und unhistorische zugleich. Sowenig historisch denkende Menschen eine einzige Persönlichkeit für den Krieg verantwortlich machen werden, so wenig werden sie eine einzige Persönlichkeit für diesen punischen Frieden verantwortlich machen. Es ist wahr, Woodrow Wilson hat noch vor sechs Monaten messianisch, biblisch gesprochen, allein man darf nicht vergessen, daß die Bibel, deren Sprache und Gedanken Wilson gebrauchte und uns deshalb als messianische Figur erschien, ein Buch nicht des Krieges, sondern der Niederlage ist. Die Bibel ist das Buch einer besiegten Nation und, vom christlichen Standpunkt, auch das Buch eines besiegten Apostels. Wo Sieg durch das Schwert gefeiert wird, da muß die Sprache der Bibel, die Sprache des Messias, verschwinden. Sieg durch das Schwert und messianische politische Verheißungen sind Gegensätze und selbst ein Wilson konnte sie nicht versöhnen. Die Geschichte wird nur zu entscheiden haben, ob er um die Aussöhnung dieser Gegensätze so ernst bemüht war, wie wir es von ihm erwarten durften.

Nicht Wilson hat den Weg der Bibel verlassen, nicht er ist persönlich verantwortlich für die Niederlage seiner messianischen Ideale, sondern der übermächtige Sieg durch das Schwert... Und es geschieht auch nicht zum ersten Mal, daß eine historische Persönlichkeit sich trotz zeigt im idealen Streben und nur menschlich, allzu menschlich, wenn es darum kommt, das hoch erstrebte Ziel zu verwirklichen, weil tausende geheime Kräfte die Verwirklichung der großen Ideale verhindern.

Wer ist also doch an dem Uebel schuld, der für diesen kriegerischen Frieden verantwortlich?

Auf diese schwerwiegende und alle Gemüter erregende Frage können nur Zahlen antworten: Zahlen und Tatsachen und nicht Personen. Achtzig Millionen Germanen stehen fünfunddreißig Millionen Franzosen gegenüber. Die achtzig Millionen Germanen sind durch eine Kette von verschiedenen Ursachen spät als moderne europäische Großmacht erschienen — und gleich Schillers Poem waren sie bei der Verteilung der Erde nicht anwesend. Wie alle junge Nationen sind sie unternehmungslustig und oft draufgängerisch.

Die fünfunddreißig Millionen Franzosen civilisatorisch und kulturell gesättigt und Partner am Geschäft der Verteilung der Güter der Erde, sind natürlich nicht mehr so unternehmungslustig, sondern im Gegenteil langsam in ihren Bewegungen, sparsam, haushälterisch. Die Franzosen, als Volk wie als Individuen, wollen nicht als unternehmungslustige Industrie-Kapitäne leben, sondern als Rentiers- und Bankiers. Jeder Franzose will sich mit fünfzig Jahren von den Geschäften zurückziehen und ein schönes Leben der Kontemplation leben.

Kann ein fünfunddreißig Millionen-Volk, das ein Rentier-Leben führen will, in gut-nachbarlichen Beziehungen mit einem unternehmungslustigen, recht aktiven achtzig Millionen-Volk leben? Man kann auch natürlich die Frage umgekehrt stellen. Diese Frage kann jeder für sich beantworten. Aber die Franzosen gehören zum siegreichen Teil der Menschheit und als solche müssen sie natürlich darnach trachten, den Sieg so auszunutzen, daß die dynamische germanische Ordnung keinen zu großen Gegensatz zu ihrer etwas statischen Ordnung bildet. Wie die Dinge heute liegen, kann Frankreich entweder die erste kontinentale Großmacht sein — oder gar keine Großmacht, und da es an Bevölkerung nicht stark genug ist, seine Weltmachtstellung aus eigener Kraft zu erhalten, muß es sich auf andere verlassen und sich auf andere stützen, auf Jugo-Slawen, Tschecho-Slowaken, Polen und Rumänen. Aber diese Weltmachtstellung Frankreichs mit Hilfe der verschiedenen slawischen Stämme bedeutet die Einkreisung Deutschlands, und die Einkreisung Deutschlands, die jetzt nicht mehr eine Fiktion von pangermanistischen Diplomaten ist, sondern eine steinharte Wirklichkeit, bedeutet Krieg auf Leben und Tod. Wer will es aber den Franzosen verübeln, daß sie bestrebt sind, ihre Weltmachtstellung mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu erhalten? Hätten die Deutschen anders gehandelt? Noch leben wir politisch in einem status naturalis und nicht in einem messianischen Zeitalter. In diesem politischen status naturalis, den das antike Rom systematisiert und, wie es scheint, perpetuiert hat, herrscht die Macht des Stärkeren, und die Sphäre des Rechts ist durch die Sphäre der Macht umgrenzt und bestimmt. Zu dieser Ansicht hat sich schon selbst der große Amsterdamer Sonderling Baruch Spinoza durchgerungen. Solange dies unsere „moralische" Weltordnung ist, kann man es Frankreich nicht verargen, daß es mit allen Mitteln bestrebt ist, seine Weltmacht-Stellung nicht nur zu erhalten, sondern auch auf Kosten der Bewegungs-Freiheit Deutschlands zu befestigen. Eine ganz andere Frage ist, ob vom Gesichtspunkt der reinen Realpolitik die anderen Mächte klug daran tun, dem an Bevölkerung und an Bevölkerungsmöglichkeit kleinen Frankreich zur Erhaltung und Befestigung seiner Weltmachtstellung auf Kosten des an Bevölkerung großen Deutschland zu helfen, und dadurch dem Ausbruch politischer Leidenschaft Vorschub zu leisten und den Zukunftskrieg heraufzubeschwören. Aber Frankreich selbst darf niemand seine gegenwärtigen politischen Aspirationen verargen. Jeder Dorfpfarrer möchte Papst sein — und wenn einer schon Erzbischof ist, träumt er gewiß von dem Petrusstuhl...

Aber das Problem der Erhaltung und Befestigung der französischen Weltmachtstellung entzündet sich gar nicht an Deutschland allein, sondern auch an Italien. — Um diese zweite Seite des Problems zu verstehen, muß ich wieder zu Zahlen und zu Ziffern greifen.

Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts war Frankreich die führende romanische Großmacht und bis 1908 war es die älteste Tochter der Kirche. Infolge des Krieges hat Frankreich auch diese Vormachtstellung verloren, denn die Bevölkerung Italiens ist heute bei weitem größer als die Frankreichs. Die französischen Kriegsverluste belaufen sich auf rund drei Millionen, während die Italiens kaum eine halbe Million übersteigen. Die Bevölkerung Frankreichs vor dem Krieg war achtunddreißig Millionen, die Italiens fünfunddreißig. Während des Krieges ist die Geburtsrate in Frankreich sehr stark gesunken, aber nicht in Italien. Die Bevölkerung Italiens übersteigt heute bei weitem die Frankreichs, denn die neuangegliederten Provinzen der Habsburger Monarchie an Italien weisen zum großen Teil eine rein italienische Bevölkerung auf, und wo die Bevölkerung nicht italienisch ist, ist sie leicht assimilierbar. Aber die von Frankreich neueroberten Provinzen weisen eine germanische Bevölkerung auf und sind nicht leicht assimilierbar. Elsaß und Lothringen waren an Frankreich angegliedert von 1669 bis 1870 und während dieser zweihundertjährigen Herrschaft ist es Frankreich nicht gelungen, diese zwei Provinzen zu romanisieren. Heute, wo das nationale Bewußtsein der Bevölkerung dieser zwei Provinzen stark entwickelt ist, ist ihre Assimilierung eine Sache der Unmöglichkeit. Die nackte Tatsache ist einfach diese, daß heute Italien Frankreich den Rang abgelaufen, daß die Bevölkerung Italiens größer ist als die Frankreichs. Kommt noch hinzu, daß Italien durch seine neuen Grenzen so natürlich geschützt ist, daß es fast unangreifbar ist, während der Rhein immer deutsch sprechen wird, weil er ein deutscher Fluß und die Bevölkerung am Rhein eine französische sein, er ist ein deutscher Fluß und die Bevölkerungen an beiden Ufern ist eine rein deutsche. Im Kriegsfalle wird sich die französische Rheinwache im Feindesland befinden. Und da der Rhein aus rein ethnischen Gründen keine natürliche Grenzlinie Frankreichs sein kann, ist die strategische Grenze Frankreichs im Falle einer Krisis nicht besser als im Jahre 1914, und in jedem Falle nicht besser als im Jahre 1870. Diese Grenze erfordert die Erhaltung einer großen Armee, während die heutige italienische mit einer kleinen Armee geschützt werden kann. Die neue französische Grenzlinie macht die Entstehung einer deutschen Irredenta unvermeidlich, weil sie gegen jede ethnische Ordnung ist, während die italienische Grenze keinerlei irredentistische Bewegung hervorzurufen braucht. Italien ist als die kleinste europäische Großmacht in den Krieg getreten und tritt aus ihm als die stärkste kontinentale und als die stärkste romanische Großmacht hervor. Dabei hat Italien nicht den sechsten Teil der französischen Verluste erlitten. Also dafür, daß Frankreich so furchtbar geblutet, tritt es aus dem Krieg als die zweite romanische Großmacht hervor, während Italien, das relativ wenig gelitten, als die führende romanische und stärkste kontinentale Macht aus dem Krieg hervorgeht. Können die stolzen und selbstbewußten Franzosen eine solche Entwickelung ohne Protest hinnehmen. Würden es die Germanen tun? Sicherlich nicht. Also wer kann da Frankreich verargen, daß es nach so vielem Leiden und Bluten mindestens nicht geschwächter aus dem Krieg hervorgehen möchte? Es hat aber auf der andern Seite soviel im Verlaufe des Krieges eingebüßt, daß es eben verblutet und geschwächt das Schlachtfeld verläßt — und um sich von Italien den Rang doch nicht ablaufen zu lassen, greift es zum alten Mittel — zu Krücken. Elsaß, Lothringen, das Saargebiet, die französischen Vorposten im Osten und im Südosten Europas sind nur Krücken, mit deren Hülfe Frankreich sich in seiner früheren Position halten will. Also an deutschen und italienischen Zahlen entzündet sich das Problem des französischen „Imperialismus".

Es muß ferner in Betracht gezogen werden, daß auch große Summen französischen Geldes, in Rußland investiert, Frankreich geradezu zwingen, eine osteuropäische Politik zu verfolgen, die die permanente Einkreisung Deutschlands zur Folge haben. Rußland schuldet Frankreich zweiundzwanzig Milliarden Francs. Rußland kann die Schuld nicht bezahlen, weil die russischen Finanzen einfach heute die möglichst schlechtesten sind. Zudem haben die Bolschewiki die auswärtige russische Staatsschuld repudiiert, und wir wissen aus Erfahrung, daß wenn ein Staat einmal eine Schuld repudiiert, selbst wenn dies durch eine rebellische und nicht anerkannte Regierung geschieht, der Akt der Repudiation zu Recht bestehen bleibt, weil die nachfolgende Regierung immer nur zu froh ist, großen finanziellen Pflichten enthoben zu sein. Denken wir uns, daß die Bolschewiki heute gestürzt werden und morgen eine liberal-bürgerliche oder eine gemäßigt-sozialistische Regierung zur Macht gelangt. Sie findet die Staatskassen leer und muß große Summen für den Staatshaushalt aufbringen. Kann sich da jemand denken, daß sie die Zahlung der bereits repudiierten Schuld verlautbaren wird? Werden die verarmten russischen Bauern ihre letzten Groschen an Steuern hergeben, damit sie nach Frankreich wandern, während in Rußland die Not so groß ist? Hat die französische Juli-Monarchie die von der französischen Revolution repudiierte Staatsschuld gedeckt? Frankreich weiß also sehr wohl, daß Rußland die Milliarden nicht zurückzahlen wird, einfach weil es nicht kann, aber die französischen Milliarden in Rußland stellen einen beträchtlichen Teil des französischen National-Vermögens dar. Wenn Frankreich einen Teil von dem in den Krieg investierten Gelde und die russischen Milliarden nicht eintreiben kann, steht es vor dem finanziellen Ruin. Das heutige französische Budget beläuft sich auf achtzehn Milliarden Francs, also auf das Vierfache des ante-bellum-Budgets. Im günstigsten Falle kann der französische Fiskus sieben Milliarden auftreiben. Also wo nimmt Frankreich die andern elf Milliarden her? In Deutschland — und O Ihr Götter! in Polen. Die polnischen Führer haben in Paris versprochen, daß Polen die russischen Milliarden zahlen werden. Aber wie kann das arme, ruinierte Polen diese vielen Milliarden aufbringen? Polen kann es nicht, aber wenn Polen Schlesien, Ost- und Westpreußen und Posen, einen Teil der Ukraine, einen Teil Weiß-Rußlands und Lithauen kriegt, dann vielleicht? Um Polen zahlungsfähig zu machen, muß es ein Groß-Polen werden. Daher der Wunsch Frankreichs, Polen so groß als möglich zu machen. Aber dieses Groß-Polen ist nicht vereinbar mit dem Rechte der nationalen Selbstbestimmung, denn die Bewohner des östlichen Deutschlands, Lithauens, Weiß-Rußlands und der Ukrainia wollen bestimmt nicht unter polnischer Herrschaft leben. Was soll also Wilson tun? Frankreich finanziell zu Grunde gehen lassen oder auf die Stipulation des Selbstbestimmungsrechts der Völker verzichten? Er hat sich, wahrscheinlich der Not gehorchend, für das letztere entschieden, und so ist aus der idealen Politik des Selbstbestimmungsrechts der Völker ein bloßer Traum geworden.

Die Franzosen wissen heute, daß Deutschland für Jahre hinaus militärisch ohnmächtig ist und brauchen vor Deutschland keine Angst zu haben. Also wozu die Allianz mit Polen, die die russische Allianz ersetzen soll? Die Antwort ist eine einfache. Frankreich will und braucht keine militärische Hilfe Polens, weil Deutschland militärisch gebrochen ist. Polen will nur dann die russischen Milliarden an Frankreich zurückzahlen, wenn es seiner imperialistischen Lust Genüge tun darf und sagt daher zu Frankreich: Laß mich ein Groß-Polen werden und ich zahle die Milliarden. Frankreich sieht auch ein, daß nur ein Groß-Polen die Milliarden zahlen kann, und ist mehr als einverstanden, daß Polen ein Groß-Polen werde. Aber ein Groß-Polen kann in erster Reihe auf Kosten Deutschlands existieren. Deutschland ist nicht mehr in der Lage im Westen zu kämpfen, wohl aber kann es sich schnell genug erholen, um seine Stellung im Osten wiederzugewinnen. Mindestens halten es Franzosen und Polen für möglich. Also um Groß-Polen Dauer und Existenz zu sichern, um einem polnisch-deutschen Konflikt vorzubeugen, schließt Frankreich mit Polen eine Allianz, nicht daß polnische Divisionen Frankreich helfen, sondern umgekehrt.

Vom Gesichtspunkte der französischen Interessen ist diese politische Rechnung eine richtige. Wenn ein Groß-Polen die russischen Milliarden zahlen will, dann soll ein Groß-Polen entstehen, und wenn es auf Kosten Deutschlands sein muß, dann soll Groß-Polen französischer Hülfe sicher sein. Aber ist diese Rechnung vom Gesichtspunkt der osteuropäischen Wirklichkeit eine richtige? Deckt sich die französische Kalkulation und Theorie mit der polnischen Praxis. Die Beantwortung dieser Frage allein kann uns darüber Gewißheit bringen, ob der von französischen Interessen diktierte Frieden ein für Frankreich guter oder schlechter Frieden ist. Wenn der Friede für Frankreich kein guter ist, ist er für Deutschland gewiß kein guter. Aber hier ist gar nicht die Frage von Deutschland, das ich in diesem Zusammenhang absichtlich außer Acht lasse und die Frage vorläufig nur vom Gesichtspunkte der französischen Interessen und Gesichtspunkte betrachten will.

Auf diese wichtige Frage komme ich im zweiten Teil dieser Abhandlung zurück.

Hilde.

Skizze von A. Oskar Klaußmann.

Der Herbstwind jagte draußen die Blätter von den Bäumen. Die Saison des kleinen Badeortes war vorüber, nur noch wenige Sommergäste waren in den Hotels und Pensionaten zurückgeblieben.

Die herbstliche Stille hatte das lebhafte Treiben der Hunderte und Tausende abgelöst, die sich während der Saisonmonate in der beliebten Sommerfrische getummelt hatten. Die Angestellten des Hotels dachten bereits an die Abreise und den Antritt der Stellungen, die sie sich für den Winter besorgt hatten.

In dem großen Speisesaal des Hotels „Bellevue" dunkelte es bereits, und der einzige Kellner, der noch servierte, knipste das elektrische Licht an.

Er sah fast vorwurfsvoll nach dem großen blondbärtigen Mann mit dem eigentümlich braunen Gesicht, der jetzt den Speisesaal betrat und an einem der Tische Platz nahm. Dieser Gast war auch ein Saisonspätling, der erst am Vormittag im Hotel eingetroffen war; anscheinend ein Sonderling, der die nächsten Wochen hier in Einsamkeit verbringen wollte.

Der Gast beorderte eine Flasche Wein und wählte ein Gericht von der Speisekarte. Während der Kellner hinausging, um die Bestellung auszuführen, setzte sich der Gast an das Fenster und sah draußen dem Tanz der vom Wind herumgewirbelten gelben und braunen Blätter zu. Es lag etwas in der Natur draußen wie Scheiden und Vergehen. Wenn aber solche sentimentalen Gedanken den Fremden etwa bewegt hatten, so schüttelte er sie jetzt mit Gewalt ab. Er nahm eine Zeitung und setzte sich so, daß er genügend Licht zur Lektüre hatte.

Der Kellner brachte die Flasche Wein, und der Gast dankte mit einem Kopfnicken. Als dann der Kellner nach der Küche ging, war es in dem weiten Speisesaal unheimlich still. Man hörte ein paar verspätete Fliegen summen und das feierliche Ticken der Regulatoruhr, die in den letzten Wochen hier so viele heitere Stunden für die Gäste angezeigt hatte.

Eine der doppelflügeligen Schwingtüren, die nach der Gartenterasse hinausführten, wurde geöffnet, und das Knarren erweckte die Aufmerksamkeit des Gastes. Ein kleines, vier- bis fünfjähriges Mädchen, ganz in Weiß gekleidet, mit einer riesigen Puppe auf dem Arm, betrat den Speisesaal. Die Kleine sah sich neugierig um und kam dann nicht direkt, aber mit kleinen Umwegen auf den einsamen Gast zu. Das Kind war ein allerliebstes, gesund aussehendes, pausbäckiges Geschöpf mit langen blonden Locken, dunkelblauen Augen und einem Stumpfnäschen. Kleine weiße Mausezähne wurden zwischen den halbgeöffneten roten Lippen sichtbar. Die Kleine bot ein Bild von Gesundheit und kindlicher Grazie.

Sie nickte dem Gast zu, und dieser erwiderte freundlich den Gruß. Dann kam die Kleine heran und gab dem Fremden ohne Zögern die Hand. Nach dieser zwanglosen Begrüßung hob sie die Kleiderröcke der Puppe in die Höhe und sagte: „Sie hat einen seidenen Unterrock."

Den Fremden schien diese Bemerkung ungemein zu interessieren. Er faßte prüfend den Stoff mit Daumen und Zeigefinger und antwortete: „Es ist wirklich Seide."

Darauf streifte die Kleine eilig ihre eigenen Kleider zurück und zeigte mit den Worten: „Ich habe auch einen seidenen Unterrock," dem Fremden dieses intime Kleidungsstück.

„Sehr interessant!" meinte der Gast, wie es schien, nicht wenig belustigt über die drollige Zutraulichkeit der Kleinen.

„Meine Mama hat sechs seidene Unterröcke," erklärte das Kind.

„Außerordentlich interessant! Und der Papa?"

„Der Papa ist beim lieben Gott, der ist tot, weißt du? Vorgestern waren es zwei Jahre, daß er gestorben ist. Die Mama ist oben und weint. Ich bin ihr fortgelaufen, das Weinen ist so langweilig."

„Da hast du recht, mein Kind, man muß das Leben von der lustigen Seite nehmen."

Die Kleine nickte, obgleich sie die letzten Worte wohl kaum verstanden hatte. Der Kellner erschien und brachte die bestellten Speisen.

„Sieh da, Hilde," sagte er, „bist du auch wieder da? Mama wird dich gewiß wieder überall suchen."

Hilde schüttelte den Kopf und trat näher an den Tisch, um neugierig die aufgetragenen Speisen zu mustern. „Was ist das?" fragte sie.

„Wiener Schnitzel," erklärte der Gast. „Das esse ich sehr gern," meinte Hilde. „Willst du mitessen?"

„Ach ja."

„Kellner noch ein Besteck für die junge Dame."

Der Kellner, amüsiert von der Art und Weise, wie sich die kleine Hilde bei dem Gast anfreundete, ging lächelnd davon und brachte für Hilde ein hohes Polster, das ihr ermöglichte, bequem am Tisch zu sitzen, sowie Teller, Serviette und Eßgeräte.

Hilde nahm die Serviette und sagte zu dem Gast: „Du mußt sie mir umbinden und hinten zwei lange Ohren machen, weißt du, daß ich aussehe wie ein kleiner Esel."

„Soll besorgt werden," meinte der Fremde belustigt und band dem Kind die Serviette um.

Hilde schien sich darüber sehr zu amüsieren, aber sie verlangte nach ihrer Puppe, die unterdes auf dem Boden sitzengeblieben war.

„Sie muß mitessen," erklärte das Kind bestimmt.

„Selbstverständlich," entgegnete der Fremde und setzte die Puppe auf den Tisch.

„Kellner, geben Sie der Puppe auch einen kleinen Teller."

Mit dem gleichen Lächeln wie vorhin holte der Kellner einen Kompotteller herbei und setzte ihn vor der Puppe nieder.

Der Gast schnitt ein großes Stück von dem Wiener Schnitzel ab und legte es auf Hildens Teller.

„Nun gib der Puppe etwas ab, und wir wollen essen."

Hilde schnitt ein winziges Stückchen von ihrem Anteil ab und legte es auf den Teller der Puppe.

„Sie darf sich den Magen nicht verderben," meinte das Kind, „sie wird sonst krank und muß Medizin nehmen. Du, Medizin schmeckt scheußlich, nicht wahr?"

„Selbstverständlich, Medizin ist kein Vergnügen."

Hilde ergriff ihr Weinglas und hielt es dem Gastgeber hin. „Prost!" sagte sie.

„Prost!" klang die Antwort des Fremden; „schmeckt es dir?"

„Sehr gut. Wie heißt du denn?"

„Ich heiße Alfred."

Hilde ergriff wieder ihr Glas und sagte: „Prost, Alfred!"

Der Fremde lachte laut auf, und der Kellner erlaubte sich im Hintergrund ebenfalls vornehmlich zu kichern.

„Wie heißt du noch?" fragte Hilde weiter, ohne jedoch dabei das Essen zu vergessen.

„Rumpelstilzchen."

„O du Lügenbart!" rief Hilde, „das ist ja gar nicht wahr. Rumpelstilzchen, das ist ja der Mann aus dem Märchen" — und sofort begann sie höchst drollig zu singen:

„Ach wie gut, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß."

„Ich bin auch nicht der Mann aus dem Märchen," sagte Alfred, „sondern ich bin der Sohn von ihm."

Hilde lachte so lange und so lustig, daß Alfred mitlachen mußte. „Du bist gut!" rief Hilde, „du kannst aber einmal lügen. Weißt du, ich heiße mit Zunamen Schrader, so wie mein Papa hieß; und wie heißt du?"

„Ich heiße Weber."

„Siehst du, was du für ein Lügenbart bist! Erst sagst du, du heißt Rumpelstilzchen."

„Ich wollte mir nur einen Spaß mit dir machen."

„Du bist gut, prost!" sagte Hilde.

„Nun wollen wir noch etwas essen," sagte Alfred Weber, „etwas Süßes, nicht wahr?"

Hilde klatschte in die Hände und sagte: „Pudding, weißt du, mit Vanillesauce, das schmeckt gut."

„Kellner, haben Sie Pudding mit Vanillesauce?"

„Jawohl."

„Bringen Sie uns zwei Portionen."

„Wohnst du immer hier?" fragte Weber, um die Pause, bis die süße Speise gebracht wurde, auszufüllen.

Hilde schüttelte den Kopf. „Nein, wir wohnen weit weg, in Hannover! Weißt du, wo das ist?"

„Jawohl, ich bin schon dort gewesen," meinte Weber.

„Und wir sind nur hierhergekommen, weil der Papa hier begraben liegt, und da muß alle Jahre die Mama auf sein Grab und muß einen Kranz hinlegen und sehr viel weinen. Möchtest du eine Witwe sein?"

„Ich kann nicht sagen, daß ich Neigung dazu hätte," meinte Alfred Weber.

„Es ist scheußlich," erklärte Hilde. „Mama hat ganz rote Augen vom Weinen, und dann sieht sie gar nicht hübsch aus, und Großmama sagt immer, Mama soll nicht so viel weinen, und sie muß wieder heiraten. Sie ist viel zu jung, als daß sie ihr Leben vertrauern sollte. So sagt Großmama. Hat sie nicht recht?"

„Ganz gewiß, daran ist gar nicht zu zweifeln," antwortete Alfred Weber.

„Hast du eine Frau und Kinder?"

„Nein."

„Warum denn nicht?"

„Mein liebes Kind, ich bin lange fortgewesen. Ich war in Asien. Weißt du, wo das ist?"

„Ja, ganz weit," meinte Hilde.

„Was hast du denn dort gemacht?"

„Ich habe dort Eisenbahnen gebaut und Häfen. Ich bin Ingenieur."

„Das war mein Papa auch."

„Wie? Dein Papa war Ingenieur? Und wie hieß denn dein Papa? — Wart mal, du sagtest es ja schon: er hieß Schrader. Wie hieß er denn mit Vornamen?"

„Emil hieß er, aber Mama sagte immer Mile zu ihm, weißt du."

„Ich habe deinen Papa gekannt," erklärte Weber, „ich habe ihn sogar sehr gut gekannt, und ich hatte keine Ahnung davon, daß er tot ist. Nun freut es mich erst recht, seine Tochter kennen zu lernen."

„Prost!" erklärte Hilde energisch und stieß wieder mit ihrem Glas an.

Der Kellner brachte die beiden Portionen Pudding, und Hilde machte sich eifrig über die süße Speise her. Es schmeckte ihr so ausgezeichnet, daß sie eine kleine Extrapause machte, Weber sehr liebenswürdig ansah und endlich erklärte: „Ich habe dich lieb, du bist eine famose Unke."

„Das Wort hast du von deinem Papa," meinte Weber, „der sagte auch immer „famose Unke."

Hilde nickte energisch mit dem Kopf. „Ja, das sagte er immer. Aber du bist wirklich ein famoser Kerl. Dich habe ich sehr lieb, und ich werde immer mit dir zusammen essen."

„Das ist außerordentlich freundlich von dir, liebe Hilde," meinte Weber, „und ich will es als Glück betrachten, daß ich mir deine Zuneigung erworben habe, nachdem ich erst seit wenigen Tagen wieder in der Heimat bin."

Hilde nickte eifrig mit dem Kopf und sagte: „Ich werde immer mit dir essen, zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendbrot."

„Sehr angenehm," sagte Weber, „wenn schon, denn schon. Wenn man erst zusammen ißt, dann immer."

Der Kellner, der draußen war, hatte vor der Tür, die nach dem Korridor führte, eine Unterredung mit irgendeiner Dame, deren Stimme aufgeregt klang.

Der Kellner stieß die Tür auf, und es trat eine schlanke, jugendliche Frau von stattlicher, voller Figur, schwarz gekleidet, in das Zimmer.

„Aber Hilde!" rief die Frau, die kaum am Ende der Zwanziger stehen konnte. „Aber Hilde, was machst du hier? Mein Herr, ich muß Sie dringend um Entschuldigung bitten, wenn die Kleine Sie belästigt."

„Mama, komm und setz dich hier," rief Hilde, „er ist eine famose Unke, und ich esse immer mit ihm zusammen, zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendbrot."

Weber war aufgestanden und ging der sehr verlegen dreinblickenden Dame entgegen.

„Ich habe die Bekanntschaft Ihrer Fräulein Tochter gemacht, und wie Sie sehen, ist es mir gelungen, mir das Vertrauen der Kleinen zu erwerben. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: mein Name ist Alfred Weber. Wenn ich nicht sehr irre, bin ich ein Freund Ihres verstorbenen Gatten. Ich war mit Emil Schrader zusammen auf dem Polytechnikum in München und Hannover. Ich bin lange Jahre im Osten gewesen und erst seit gestern nach der Heimat zurückgekehrt. Ich erfahre von Ihrer Tochter den Tod meines Jugendfreundes."

„Wie war doch Ihr Name?" fragte Frau Schrader.

„Alfred Weber, Ingenieur."

„Ich erinnere mich, Ihren Namen von meinem verstorbenen Mann wiederholt gehört zu haben."

„Dann darf ich wohl, gnädige Frau, mich bei Ihnen als alten Bekannten einführen und Sie bitten, der lieben Hilde keine Vorwürfe zu machen, die mich ausgezeichnet unterhalten hat. Darf ich Sie bitten, bei uns Platz zu nehmen?"

Weber schob Frau Schrader einen Stuhl zurecht, und diese nahm Platz.

„Er ist eine famose Unke," wiederholte Hilde, „wir haben Pudding mit Vanillesauce gegessen. Wenn du früher gekommen wärst, Mama, hätte dir der Onkel auch was abgegeben."

Frau Schrader wollte Hilde gleich mit sich nehmen, aber diese erhob energisch Protest, und Weber bat so sehr, die Kleine noch bei ihm zu lassen, daß Frau Schrader nachgeben mußte. Sie war ja auch genötigt, etwas zum Abendbrot zu genießen, und das tat sie nun in Gegenwart Webers und der Tochter. Man plauderte über die gemeinsamen Bekannten, die man besaß, und anderthalb Stunden verflogen außerordentlich rasch. Dann drängte aber Frau Schrader darauf, daß Hilde zur Ruhe ginge.

Hilde versicherte nochmals dem Onkel, daß sie von jetzt ab täglich mit ihm zusammen essen würde, und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann mußte Weber auch die Puppe küssen, und schließlich kommandierte Hilde: „Die Mama auch küssen!"

Weber begnügte sich natürlich mit einem Handkuß und sagte der Witwe „Auf Wiedersehen."

Noch an der Tür drehte sich Hilde um und erklärte: „Ich werde immer mit dir essen, zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendbrot." — — — — — — —

Man behauptet, Kinder und Narren sprächen die Wahrheit. Bei Hilde traf dies wenigstens insofern zu, als am nächsten Tag in der Tat Frau Schrader mit ihrem Töchterchen und Weber gemeinsam alle Mahlzeiten einnahmen. Hilde bestand darauf, und weder die Mutter noch Weber konnten Protest erheben, weil dies verletzend für die andere Partei gewesen wäre. Sie schienen auch gar nicht die Absicht des Protestes zu haben.

Es war nur natürlich, daß man auch am Nachmittag einen gemeinsamen Spaziergang machte. Hilde ging zwischen der Mutter und dem neu gewonnenen Onkel, ließ sich zeitweise von ihnen an den Händen hochheben und streckenweit tragen, sorgte durch ihren drolligen Humor für Abwechslung und bildete so eine Brücke der Verständigung zwischen Mutter und Onkel.

Dieses Programm des ersten Tages wurde auch an den nächsten drei Tagen innegehalten.

Dann wollte Frau Schrader „eigentlich" mit Hilde abreisen; aber das Kind hing bereits mit solcher Zärtlichkeit an dem neuen Onkel, daß es grausam gewesen wäre, es schon von ihm zu trennen. Das Wetter war auch sehr schön geworden, es gab einen so prächtigen herbstlichen Nachsommer, daß Frau Schrader gern noch eine Woche zugab.

Weber hatte ohnehin die Absicht gehabt, in dem linden Klima der thüringischen Sommerfrische den Uebergang zum europäischen Aufenthalt, nach dem langen Verweilen in dem heißen asiatischen Osten, sich vollziehen zu lassen.

Es verging abermals eine Woche in angenehmem Zusammensein, ja sogar in Fröhlichkeit.

Die dritte Woche brachte eine Veränderung, sowohl bei Frau Schrader wie bei Weber, eine Veränderung, die der klugen Hilde nicht entging.

Mutter und Onkel wurden nämlich eigentümlich schweigsam und schienen die Sprache verloren zu haben, wenn sie zusammen mit ihr Spaziergänge machten.

Hilde fühlte mit dem feinen Instinkt des Kindes, daß sie etwas tun mußte, um ihre beiden erwachsenen Begleiter anzuregen und zu erheitern; aber ihr Programm war natürlich gering und bald erschöpft.

Drei Wochen des Zusammenlebens waren vergangen, als nachmittags Hilde wieder mit Mutter und Onkel den üblichen Spaziergang machte. Auf dem beliebtesten Aussichtspunkt stand eine Bank, auf der man fast jedesmal nachmittags gesessen hatte. Der Ausblick hinunter in das Tal und auf die gegenüberliegenden Höhen war köstlich.

Hilde saß zwischen dem Onkel und der Mutter und blickte erstaunt von dem einen zum andern.

Mama hatte Tränen in den Augen, und der Onkel sah so ernst, so finster drein, als beabsichtigte er, etwas Fürchterliches zu begehen. Hilde mußte irgend etwas sagen, um die großen Leute zu einer Unterhaltung zu bringen.

„Weißt du, Onkel," begann sie, „Mama träumt jetzt jede Nacht von dir. Ich höre sie nachts immer sprechen, und heute nacht hat sie gesagt: „Mein lieber, lieber Alfred, er war ja dein Freund."

Im nächsten Augenblick erschrak Hilde aber doch, glitt ängstlich von der Bank herunter und suchte Schutz hinter dem guten Onkel. Die Mutter war aufgesprungen, sie schien ganz außer sich zu sein vor Aufregung und Verlegenheit.

Hilde verbarg ängstlich ihr Gesicht in dem Rockschoß des Onkels. Deshalb sah sie nicht, wie der Onkel plötzlich seinen Arm um die Taille der Mutter legte und diese sanft zur